



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachrichten aus den Missionen.

Nachrichten aus den Missionen.

Sorview (Südafrika).

Mir sind hier noch klein und ärmlich eingerichtet gegen andere Stationen; aber das ist ganz schön, denn das ist so richtiges Missionsleben. Natürlich sind auch manche andere Opfer damit verbunden, so z. B. daß man ab und zu einige Tage keine heilige Messe und heilige Kommunion hat, wenn der Missionar nach den weit entlegenen Plätzen geht. Von den andern Stationen sind wir weit entfernt und haben wenig Verbindung, so daß man manchmal glauben möchte, man sei am Ende der Welt. Wenn die Flüsse zur Regenzeit angeschwollen sind, dann sind wir sozusagen von den übrigen Stationen abgeschnitten. Man wird sich dadurch um so mehr bewußt, daß man für die Schwarzen da ist. Obschon viele von diesen schwer zur Kirche zu bringen sind, so kommen sie doch, um Medizin zu holen, oft sehr weit her. Darin ist der Kaffer recht besorgt, wenn jemand krank ist, besonders wenn es sich um ein Mädchen handelt, für das er bei der Heirat so und soviele Ochsen zu erwarten hat. Hat ein kleines Kind Husten, so kommen außer der Mutter noch die beiden Großmütter und die gute Frau Nachbarin. Wenn ich dann den Fiebermesser einlege, den Puls fühle und noch in den Mund schaue, so sind sie schon zufrieden. Sie meinen, an dem Fiebermesser könnte man alle Krankheiten ablesen. — Auch zum Zahnziehen stellen sich viele hier ein und gibt es trotz der Schmerzen noch etwas zu lachen. Der Patient setzt sich auf den Operationsstuhl, welcher bei uns aus einem krummen, auf dem Boden kriechenden Baumstamm besteht, und dann wird, natürlich ohne Einspritzung usw. der Zahn ausgezogen. Viele halten sich still, als ob sie kein Gefühl hätten, aber dann lassen sie nachher ihre Rache aus an dem ausgezogenen Zahn, der ihnen so viele Schmerzen gemacht hat. Sie meinen nämlich, es sei ein Wurm darin, den man töten muß. Er wird in ganz kleine Stückchen zerklipft oder mit nach Hause genommen. Neulich bemerkte noch eine Frau: „Der wird zu Hause aber ordentlich zerschlagen.“

In manchen Sachen sind sie recht praktisch und helfen sich gegenseitig. So z. B. bekam ich vor einiger Zeit etwas ins Auge bei einem starken Wind. Die beiden Schwestern, welche hier sind, konnten es nicht finden und sie riefen unsere kleine Lehrerin Adelheid. Im Nu sah sie es und ehe ich es wußte, leckte sie mit der Zunge durchs Auge und der Fremdkörper war entfernt.

Unter einer hiesigen Sekte herrscht die Meinung, daß alle nach dem Tode durch den Jordan schwimmen und, wem es gelingt, der kommt in den Himmel. Solch ein kühles Bad

würde mancher schon lieber nehmen, als tage-, wochen- oder jahrelang im Fegefeuer zu sein.

Die Katholiken unserer Gemeinde sind im allgemeinen gut und noch recht einfach. Unsere Schulkinder auf der Station gehen fast jeden Morgen zur heiligen Kommunion. Viele haben mehrere Stunden, ja manche eine ganze Tagereise zu machen und können darum nicht oft kommen. Da ist es begreiflich, wenn solche Leute schlecht unterrichtet sind und nicht wissen, wie sie sich in der Kirche benehmen sollen. So sah ich gestern einen alten Mann zur heiligen Kommunion gehen, seine Kniebeugung machte er erst, bevor er an seinen Platz kam, und zwar mit dem Rücken zum Altar. Schw. M. Genesia C. P. S.

Driesfontein (Ostafrika), den 27. November 1925.

Unsere Kinderschar ist schon recht groß, 78 Mädchen und 50 Jungen, meist Erwachsene von 12—20 Jahren und darüber. Sie nennen uns 4 Schwestern „Almai“, das ist Mutter“. Dazu kommt noch eine Anzahl, welche in den zwei Jahren schon von hier aus geheiratet haben — die Mädchen bleiben nämlich fast alle bei uns, bis sie heiraten; — sie alle kommen in ihren großen und kleinen Nöten zu ihren Müttern. Die Mutter soll hier und dort helfen. Da heißt es sorgen und denken, schaffen und helfen und — beten, und nie den Mut verlieren, denn Gott hilft immer weiter. Dazu haben wir in diesem Jahre eine direkte Hungersnot. Die Leute hier leben nur noch von dem, was sie in der Wildnis finden, z. B. wilde Früchte, Käfer, Raupen, bestimmte Baumwurzeln. Es ist nicht genug zum Leben und zuviel zum Sterben. Die meisten sind nur noch Knochengerippe. Zu alledem haben wir bis jetzt noch keinen durchweichenden Regen gehabt, jedoch eine recht afrikanische Hitze. Bis 8 Uhr morgens hat man schon ohne jedes Zutun ein ordentliches Schwitzbad genommen. Die Felder stehen dürr und kahl da. Das Wenige, das man an sumpfigen Stellen pflanzen konnte, verbrennt total, wenn man es nicht wässern kann und wo soll der Eingeborene das Wasser hernehmen in dem dünnen, heißen Afrika. Der Weißmann hilft sich schon etwas durch Graben sehr tiefer Brunnen. Uns ist der Hunger wieder infofern zum Vorteil, daß gar viele Kinder auf die Station kommen, weil sie dort etwas zu essen erhalten, welche Kinder wir zu andern Zeiten nicht bekommen hätten. Wohl wachsen mit der Kinderzahl auch die Sorgen und Arbeiten, aber was liegt daran, wenn wir nur Seelen gewinnen.

Die Leute sind hier gar nicht so übel, wohl arg faul; das ist nun teilweise dem Klima und teilweise auch der Bedürfnislosigkeit in der Lebensweise dieses Volkes zuzuschreiben. So lange der Neger noch etwas zu essen hat, dünkt er sich reich, hat er nichts mehr, so sucht er sich in der Wildnis Früchte

und Wurzeln. Findet er das auch nicht, so setzt er sich vor seine Hütte und sagt jedem, der ihn besucht: „Ich bin am Sterben vor Hunger.“ Wenn er aber noch Tabak hat, vergisst er sogar den Hunger für einige Zeit. Etwas zum Essen, zum Rauchen und zum Schnupfen und dann noch eine Decke zum Zudecken, mehr braucht der Neger nicht zum Leben. So lässt sich leicht erklären, daß die Arbeit nicht sein Steckenpferd ist. Kampfeslustig ist dieser Stamm auch nicht; im Gegenteil, vielmehr feige. Er tut niemand ein Leid an, will aber auch von allen in Ruhe gelassen werden. Daher kommt auch die Schwierigkeit, sie an geregelte Arbeit zu gewöhnen, was ein ziemliches Quantum von Geduld erfordert. Sonst sind sie für das Gute sehr empfänglich; nur scheuen sie alles, was nach Anstrengung riecht. Da muß nun eben die Gnade mitwirken und diese wirkt auch tatsächlich Wunder unter dem armen schwarzen Volk.

Divine Providence Mission (Südafrika).

Wir haben hier meistens Tagesschüler. Nur 25 bleiben im Missionshaus. Knaben und Mädchen machen Flechtarbeiten. Unsere Station hat außergewöhnlich viel Außenstellen, und zwar mehrere mit Schule und Kirche:

Leanna's Paß, 35 englische Meilen von hier, 2 Schulen, eine mit 30 und eine mit 21 Kindern, zwei Lehrerinnen und ein Katechet;

Sofonia, 42 englische Meilen, Schule mit 24 Kindern, eine Lehrerin und ein Katechet;

St. Theresia (little Flower) neu, 12 Meilen, Kirche, Schule mit 15 Kindern und eine Lehrerin;

Tabalanga, 18 Meilen, Schule mit 25 Kindern und eine Lehrerin; Esilindini, 18 Meilen, Schule mit 21 Kindern und eine Lehrerin;

Polile, 13 Meilen, Kirche und Schule;

Kuteng, 7 Meilen, Kirche und Schule;

Mount Fletcher, 12 Meilen, vorläufig nur Schule, da der angekaufte Platz zu nahe an der Stadt ist. Diese letzten drei sind erst im Entstehen. —

Daz̄ diese Kirchen und Schulen nicht nach europäischem Begriff sind, sondern nur Lehmhäuser mit Stroh gedeckt, werden Sie sich wohl denken können. Nur in St. Theresia ist die Kirche mit rauen Steinen aufgebaut aber auch mit Stroh gedeckt.

Boroma (Ostafrika).

Eine Fahrt auf dem Sambesifluß. Schwester Gerardis und Schwester Aloisiana mußten nach Tete zum Arzt und teilten uns folgendes mit: „Die Reise konnte nur per Boot gemacht werden. Dasselbe lag weit vor Sambesi vor einer Sandbank. Wir mußten von den Ruderern ins Boot getragen werden.

Dann kamen auch noch Patres und eine Reihe portugiesischer Herren; außerdem waren sieben Ruderer und noch andere Eingeborene, die mit ins Boot wollten, so daß dasselbe ganz überfüllt war. Um 5 Uhr fuhren wir ab; es war eine herrliche Lust auf dem Wasser. Die Sonne ging bald unter, aber sehr schön. Es wurde dunkler und dunkler. Plötzlich saßen wir auf einer Sandbank. Der Kapitän war wohl selber nicht



Drei Hungrige.

sehr vertraut mit dieser Strecke des Sambesi. Die Eingeborenen mußten aus dem Boot und uns wieder von der Sandbank schieben. Das Boot kam wieder in Gang, aber nach einiger Zeit saßen wir wieder fest. Nach harter Arbeit kamen wir los. Bald ging der Mond auf, und nun war es dem Führer wieder leicht, Richtung zu finden. Sandbänke und Steine sind die großen Hindernisse für die Schiffahrt auf dem Sambesi. Wir waren wohl schon zwei und eine halbe Stunde gefahren,

da wurde das kühle Lüftchen zum Sturme, unser Boot schwankte gewaltig, es war gut, daß wir so viele waren, sonst wäre das Boot längst umgekippt. Uns allen wurde bange, der Sturm wurde stärker, wir konnten nicht mehr dagegen an. Die Herren schrien alle miteinander, die Ruderer sollten dem Ufer zurudern, endlich gelang es. Am Ufer war gerade ein schmaler Pfad, wo wir auftreten konnten. Dann mußten wir eine steile Anhöhe hinan, einer reichte dem andern die Hand, und so gelangten wir bald auf den Weg, der nach Tete führt. So gingen wir eine halbe bis dreiviertel Stunde zu Fuß. Die Eingeborenen trugen das Gepäck und das Boot blieb sich selbst überlassen.

Morogoro, 28. Dezember 1925.

Das erste Weihnachtsfest inmitten der lieben Schwarzen ist nun vorbei. Ich will Ihnen etwas davon erzählen. Weihnachten im Hochsommer, bei glühender Hitze! Aber schön war's doch. Um Mitternacht Hochamt und darnach zwei heilige Messen. Hunderke waren an den letzten drei Tagen vor dem Feste zur heiligen Beicht gegangen, und viele, viele gingen Mitternacht zur heiligen Kommunion. Aus den Außenposten und Schulen kamen die Christen schon Tage zuvor. Dieser Haufen Leute, die sich überall im Hofe lagerten, sorgte dafür, daß uns der Schlaf nicht belästigte. Am heiligen Abend um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr hatten wir Bescherung für unsere Kinder von der Mission. Es sind 16 Knaben, ein alter Mann und eine Frau mit ihrem Kindchen. Die Bübchen sind, bis auf zwei, alle noch ungetauft. Fünf von ihnen erwarten in den nächsten Tagen das große Glück der heiligen Taufe. Es sind echte Jungens, aber wir haben sie recht gern, da sie artig und folgsam sind. Jedem Kind hatten wir ein Hemdchen und eine Mütze gemacht von Restchen, die ich damals von guten Leuten erhielt. Dazu bekam jeder vom H. H. Pater Superior eine Hose und einen Gürtel, zu dem ich noch ein Weihnachtsbildchen legen mußte. Die gute Schwester Ephrem hatte ihnen noch von bunten Lappen einen Fußball gemacht, der die Freude ungemein erhöhte. Bisher spielten sie mit einer Citrone; als Fußball ist es ihr aber schlecht ergangen; sie hatte ein Loch bekommen und ihren Inhalt teilweise verloren. Dafür wußten die Helden aber selber Rat. Sie zapften schnell einen Kautschukbaum an und klebten einen dicken Propfen drauf. — Wir haben uns alle gefreut an dem Glücke der Kinder. Fast für alle war es die erste Hose; ehe wir es uns versahen, schlüpften sie hinein und besahen sich von allen Seiten. Es war köstlich! Pater Superior wollte es ihnen wehren, aber zu spät. Schwester Agnes und Rosalinde hatten von Mais, Reis und Negerhirse jedem ein faustgroßes Brötchen gebacken, das ebenfalls strahlenden Auges in Empfang genommen wurde und bald seinen Weg fand.

Beim Gottesdienst war es sehr schön. Wir Schwestern haben „Stille Nacht“ gesungen und die kleinen schauten leuchtenden Blickes auf das schöne Jesuskindchen. Die Sänger taten ihr Bestes. Wenn es auch mal daneben geht, so fällt das wenig auf, da alles mitsingt. Dazu fällt es den Leuten sehr schwer, Latein auszusprechen. Jedes Wort in der Kisuaheli sprache endet mit einem Vokal; wo ein solcher, z. B. bei Namen, nicht besteht, hängen sie ihn einfach an, wie: Josephu, Antoni, Matthiasi, Karoli, Adolphi usw. Ebenso ist es in ihrer Sprache erlaubt, L und R miteinander zu verwechseln. Es reizt mich jedesmal zum Lachen, wenn die kleinen Messdiener ihr „Raus tibi Christi“ antworten.“ Zu alledem bedenke man, daß die Negerlein kaum lesen können. Von Noten haben sie keine Ahnung. Ich habe neulich die Missa beata Maria mit ihnen eingeübt. Ob es ein Stück Arbeit war? Erst Worte lernen, dann die Melodie, alles auswendig mit so 80 kleinen Buben und Mädchen (dem ganzen Chor stehen zwei Bücher zur Verfügung und aus dem einen muß der Organist noch spielen). Wenn sie nun gut aufgepaßt haben, bekommen sie nach dem Hochamt ein Zettelchen mit der Aufschrift „Kwa uhodari wako“ — „für deinen Fleiß“. Wer 10 Zettelchen bringt, bekommt ein großes Geschenk. „Welches?“ höre ich Sie fragen. Ja, ich nehme ein geschenktes Stück Karton und beklebe es mit Tapete; in die Mitte kommt dann ein kleines Heiligenbildchen. Ein Stückchen Bindfaden als Aufhänger macht das Geschenk fertig. — Wer kann uns wohl zu solch einfachen Geschenken verhelfen?

Nun zum Schluß muß ich Ihnen noch verraten, daß wir uns aus Lehm eine schöne Krippe gemacht haben. Das hübsche Krippchen von Horst schwiebte mir immer vor Augen und nach ihrem Modell haben wir versucht zu arbeiten. Jesulein, Maria und Joseph, zwei Hirten, Ochs, Esel und sieben Schäfchen stehen schon in der Kirche. Diese Woche, so Gott will, werden die Könige gemacht. Wenn alles fertig ist, werden wir Ihnen ein Photo von unserer Kunst senden. Sie müssen sich aber keine Krippe wie die Ihrige vorstellen. Es sind nur Lehmfiguren, mit der Hand gemacht, ohne Formen und Modelle, dann in der Sonne getrocknet und mit Farbe überpinselt. Die Schwarzen finden das alles „wzuri sana“ — „sehr schön“ und das ist ja schließlich die Hauptsache. Die Neger sind große Kinder. — Gerade kamen drei kleine Mädchen nach oben, wo ich am schreiben bin. Sie sehen das Jesuskind stehen und rufen nur immer „e Mama, e Mama, toto JESU, toto JESU!“ „das Jesuskind, das Jesuskind!“ Wie schade, daß ich Sie nicht alle einladen kann, ich glaube, niemand ginge mehr fort. —

